

Von Heilig- und Seligsprechungsverfahren

Heiligesprochen wurde im laufenden Berichtjahr (am 11. Mai 1961) nur die selige Schwester *Bertilla Boscardin* aus dem Institut der „Dorotheenschwestern, Töchter der Heiligsten Herzen“ (geboren am 6. Oktober 1888 in Brendola, † am 20. Oktober 1922 in Treviso). Seit ihrer Seligsprechung (am 8. Juni 1952) sind erst neun Jahre vergangen, und so ist sie der Zeit nach unter allen bisher Heiligesprochenen¹ uns am nächsten, auch unter den in unserem Jahrhundert verstorbenen „Heiligen“: Maria Goretti († 1902), Gemma Galgani († 1903), Pius X. († 1914), Franziska Xaveria Cabrini († 1917). Wohl selten hat sich so deutlich wie an ihr das Wort des Herrn bestätigt, daß „Letzte doch Erste sein“ können, oder auch die Feststellung des Völkerapostels: „Das Törichte (im Urteil) der Welt hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen... und das Niedriggeborene, Verachtete und das, was nichts gilt in den Augen der Welt, hat Gott erwählt, um abzutun, was gilt“ (vgl. 1 Kor 1, 28). Annetta Boscardin (wie sie in der Welt hieß) kam ja aus ganz armen Verhältnissen und galt zudem als schwach begabt; ihr Vater war in etwa dem Trunk und einer unbegründeten Eifersucht ergeben, was manche sehr häßliche Auftritte im Elternhaus zur Folge hatte; auch im Kloster war sie, solange sie lebte, von den meisten Mitschwestern verkannt und zurückgesetzt, so daß eigentlich nur die Ärzte ihren Wert entdeckten und ihre „unersetzbaren“ Dienste und Verdienste zu schätzen wußten, und zwar ihre Arbeiten in der Krankenpflege, für die man sie zuvor ganz unfähig gehalten hatte. — Der italienische Biograph der neuen Heiligen, Monsignore Emilio Federici bemerkt: Wenn Theresia von Lisieux eine längere Lebenszeit gehabt und die Schwelle der strengen Klausur hätte überschreiten können, um die verborgenen Schätze ihres Innenlebens in äußerer Betätigung zu verwerten und mitzuteilen, so hätte sie nichts anderes tun können, als das, was Schwester Bertilla tatsächlich vollbrachte, indem sie schweigend, geduldig, demütig aus Liebe zu Gott und zum Nächsten arbeitete, litt und opfernd sich verzehrte. Übrigens ist Bertilla Boscardin nicht nur im gleichen Jahre 1888 geboren, in dem Theresia Martin in Lisieux ihr Elternhaus verließ, um in den Karmel einzutreten; als sie im Jahre 1905 selbst ins Kloster ging, lernte sie bald die „Geschichte einer Seele“ kennen, die damals auch außerhalb Frankreichs bekannt wurde. Darin erklärt die Heilige von Lisieux: „Meine Sendung ist die, Gott solche Liebe zu verschaffen, wie ich Ihn liebe, und die Seelen meinen kleinen Weg zu lehren.“ In dem spärlich beschriebenen Tagebuch der heiligen Bertilla liest man tatsächlich mehrfach den Namen und Worte der „Schwester Theresia vom Kinde Jesu“ und einmal auch die Bitte an diese: „Lehre mich, den Herrn so zu lieben, wie Du selbst Ihn geliebt hast!“ Und zweifellos gilt auch von der neuen Heiligen — ja vielleicht von ihr noch mehr —, was der heilige Papst Pius X. von Theresia von Lisieux sagte: „Das Außergewöhnliche an dieser Seele ist gerade ihre äußerste Einfachheit“. Auch Schwester Bertilla ging ja ihren „kleinen Weg“ mit hochherziger Seelengröße, mit einem ständigen Lächeln auf den Lippen und einer fast unzerstörbaren Freudigkeit im Herzen inmitten von großen, moralischen Leiden und fast ständigen physischen Schmerzen, verursacht durch eine schlechende Krankheit, die sie jahrelang verbarg und die man am 17. Oktober 1922 durch einen operativen Eingriff zu beheben suchte. Dabei wurde ein Fibrom von vier Kilogramm Gewicht entfernt. Drei Tage später starb Schwester Bertilla eines überaus erbaulichen Todes. Ihr letztes Wort, fast unmittelbar vor dem Sterben war: „Für Jesus allein arbeiten, für Jesus! Alles (andere) ist nichts!“

Vor kurzem ist bei der Ritenkongregation neuerdings über zwei der Fürbitte des seligen P. Vinzenz Pallotti zugeschriebene Wunder verhandelt worden. Da die Sitzung ein positives Ergebnis hatte, ist auch mit seiner Heiligsprechung in nicht ferner Zeit zu rechnen.

¹ Vgl. F. Baumann: *Pius XII. erhob sie auf die Altäre. Die Heilig- und Seliggesprochenen seines Pontifikats.* Würzburg, Edter-Verlag 1960.

Der heroische Tugendgrad — der zum Titel eines „Ehrwürdigen Dieners Gottes“ berichtet — wurde in einigen Fällen bestätigt.

Der ehrw. Diener Gottes François de Montmorency-Laval (30. 4. 1623—6. 5. 1708) war der erste Bischof von Québec in Kanada. Seine Wiege stand in einem Schloß von Montigny-sur-Avre (in der Diözese Chartres). Als jüngerer von mehreren Söhnen adeliger Eltern wurde er nach damaligem Recht und Brauch für den geistlichen Stand bestimmt und erhielt schon früh, nämlich mit vierzehn Jahren, die Pfründe eines Kanonikats in Evreux — nach den gleichen Gepflogenheiten der damaligen Zeit, womit auch die Berufungen zum Priestertum gefördert werden sollten. Seine Studien machte der junge Baron Laval — wie er kurz genannt wird — in den Jesuitenkollegien La Flèche und Clermont. Er entschloß sich, im geistlichen Stand zu bleiben, auch als seine beiden älteren Brüder im „Dreißigjährigen Kriege“ (in den Schlachten bei Freiburg/Br. 1644 und Nördlingen 1645) fielen; doch übernahm er für einige Jahre die Führung der Geschäfte des elterlichen Schlosses, bis sein jüngerer Bruder dazu in der Lage war. Am 1. Mai 1647 wurde er zum Priester geweiht und erhielt im Jahre 1648 die wichtige Stellung eines Erzdiakons in der Diözese Evreux. Darüber wurde ihm später, bei den Erkundigungen vor seiner Bischofsweihe, das offizielle Zeugnis ausgestellt: „Er hat seine Obliegenheiten als Erzdiakon zur Erbauung aller und mit lobenswertem Eifer erfüllt, indem er mit großer Sorgfalt die Pfarreien seines Erzdiakonats besuchte, Mißstände abschaffte und im Laufe seiner Besuche häufig das Wort Gottes verkündete.“ Er nahm immer noch an den Zusammenkünften der „Gesellschaft der guten Freunde“ (einer Elite-Kongregation) teil, die der Jesuitenpater Bagot in Paris leitete. Bei einer dieser Versammlungen im Jahre 1653 sprach der Jesuitenmissionar P. de Rhodes von der Notwendigkeit, apostolische Vikare für China und Tongking zu bestellen, und François de Laval wurde dafür vorgeschlagen. Die Bestätigung durch Rom ließ aber lange auf sich warten, vor allem deshalb, weil die politischen Inhaber des Patronats über die Missionen im Orient keine Bischöfe französischer Nationalität wollten. Der Diener Gottes suchte sich unterdessen möglichst gut auf seine kommende Aufgabe vorzubereiten und ging zu diesem Zweck in die Einsiedelei, die der heiligmäßige Laie Bernières de Louvigny im Jahre 1649 bei Caen (in der Diözese Bayeux) gebaut hatte und in der gewöhnlich fünf bis sechs Personen ein Leben ernsten Strebens noch Vollkommenheit führten. Nach dem Grundsatz des Herrn Bernières de Louvigny: „Man muß sich der Führung Gottes überlassen und jene Aufgabe übernehmen, die uns die Vorsehung anweist, ohne daß wir sie gesucht haben“, widmete sich François Jahre hindurch der Vertiefung und Vervollkommnung seines inneren Lebens, bis ihn 1658 die Ernennung zum apostolischen Vikar erreichte, aber nicht für den Osten, wie man erwartet hatte, sondern für das nördlichste Land im neu entdeckten Westen, das damals Neu-Frankreich und später Kanada genannt wurde. Die Ernennung kam von Rom und erfolgte im Einverständnis mit König Ludwig XIV. von Frankreich; sie stieß aber sofort auf große Schwierigkeiten, da bei den weit-hin herrschenden „gallikanischen Ideen“ der Erzbischof von Rouen sich selbst als zuständig für Neu-Frankreich betrachtete und kraft eigener Vollmacht einen Generalvikar dorthin entsandte in der Person von Monseigneur M. de Queylus. Daraus ergab sich die weitere Schwierigkeit, daß die französischen Bischöfe sich weigerten, dem ernannten apostolischen Vikar die Bischofsweihe zu erteilen, was dann an ihrer Stelle der päpstliche Nuntius Piccolomini tat. Als Monseigneur de Laval im Juni 1659 in Kanada ankam, mußte er auch dort bald die gallikanischen Auffassungen und Übergriffe feststellen. Doch bei all seiner persönlichen Bescheidenheit und Tugend war er nicht der Mann, der den Rechten der Kirche und seines bischöflichen Amtes etwas vergeben hätte. Dies ließ schon sein Einzug in die „Kathedrale“ jener Kolonie „Québec“ ahnen, die der fromme Samuel Champlin im Jahre 1608 gegründet hatte. Der Oberc der Jesuitenmission schrieb darüber: „In seinen bischöflichen Gewändern erschien der Bischof wie ein Engel des Paradieses und in so würdevoller Haltung, daß unsere Indianer ihren Blick nicht von seiner Person abwenden konnten“. Mehr im einzelnen berichtete u. a. die ehrw. Dienerin Gottes Maria von der Menschwerdung (in der Welt Madame Maria Guyart-Martin, 1599—1672), die als erste Klosterfrau und Ursuline zusammen mit Madame de la Peltrie nach Kanada ging (1639) und in Québec ein Mädchenkolleg gründete: „Sein Leben ist so vorbildlich, daß das ganze Land von Bewunderung für ihn erfüllt ist. Und es bedurfte hier eines Mannes von dieser Kraft und Stärke ... Er verschenkt alles und lebt in

Armut; man kann sagen, daß er den Geist der Armut besitzt. Er übt die Armut in seinem Hause und in seiner Einrichtung; er hat nur einen Gärtner, den er den armen Leuten ausleihen, wenn sie ihn brauchen, und er hat auch nur einen Diener, der einst im Dienste von Herrn de Bernières war . . . Was die Würde und Autorität seines Amtes betrifft, so unterläßt er nichts; er will, daß alles mit der unserer Kirche gebührenden Majestät vollzogen werde, soweit es in diesem Lande geschehen kann.²

Es war in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Kanada gewiß schon viel in religiöser Hinsicht gearbeitet und versucht worden, und es fehlte dort nicht an heroischen und heiligen Arbeitern im Weinberg des Herrn; es genüge, auf die acht heiliggesprochenen Martyrer und Jesuiten P. Jean de Brébeuf und Gefährten hinzuweisen, die zwischen 1642 und 1649 ihr Leben für den Glauben opferten, auf die selige Margarete Bourgeoys², die nicht mit Unrecht „Mutter der Kolonie“ genannt wurde, und auf die Dienerin Gottes Jeanne Mance, die Gründerin des Spitals von Montréal, deren Seligsprechung ebenfalls angestrebt wird. Was aber fehlte, war die einheitliche Führung und Ordnung der verschiedenen Unternehmungen, die unbedingt notwendig war, um zum Beispiel für die Errichtung von Pfarrreien und deren Unterhalt zu sorgen und um ein Seminar für den Nachwuchs und die Erziehung von Priestern zu errichten. Wenn jedoch Monseigneur de Laval diese Aufgaben in die Hand nehmen wollte, mußte er mit dem Widerstand der weltlichen Behörden, mit dem Eigennutz der gewinnsüchtigen Kolonisten und mit der Bedrohung durch die kriegerischen Indianerstämme rechnen. Doch nichts konnte ihn von der Erfüllung seiner Pflicht abhalten, zumal nachdem im Jahre 1662, gelegentlich seiner ersten Reise nach Frankreich, Québec zum Bistum erhoben worden war. Man machte ihm immer erneut Schwierigkeiten, als er auf gewissen Abgaben zur Errichtung des Seminars und zum Unterhalt der SeelsorgsPriester bestehen mußte. Vor allem aber hatte er einen ständigen und nicht immer erfolgreichen Kampf gegen den Handel mit alkoholischen Getränken zu führen, die vielfach den physi- schen und moralischen Ruin der Eingeborenen mit sich brachten. Wohl konnte der Bischof immer wieder erreichen, daß Befehle von Frankreich jenen Handel einschränkten oder ganz verboten, aber die Ausführung dieser Verordnung scheiterte meist an der Gewinnsucht der weißen Kolonisten und teilweise auch am Widerstand der weltlichen Behörden.

Als Monseigneur de Laval 25 Jahre lang seine beste Kraft der sich bildenden Diözese geopfert hatte, fuhr er ein viertes Mal nach Paris, diesmal um seine Abdankung als Bischof zu erreichen. Nicht wenige wunderten sich über diesen Schritt, den er mit seiner geschwächten Gesundheit begründete. Eine sehr urteilsfähige Klosterfrau urteilte jedoch: „Seine Demut gab ihm die Überzeugung, daß ein anderer an seiner Stelle mehr Gutes tun könne als er; in Wahrheit hat er aber sehr viel Gutes getan, weil er nichts anderes suchte, als die Ehre Gottes und das Wohl seiner Herde.“ — Als er dann 1688 in Monseigneur de Saint-Vallier einen Nachfolger erhielt, bedeutete dies für ihn nicht, daß er Kanada verließ. Er wollte vielmehr dort noch den Rest seiner Tage verbringen und dachte, sich in dem von ihm errichteten Seminar auf den Tod vorzubereiten — der aber erst zwanzig Jahre später eintrat. Übrigens schrieb auch der neue Statthalter der Kolonie Kanada an den königlichen Hof in Paris: „Beim jetzigen Stand der Dinge ist es notwendig, daß der alte Bischof (de Laval) hierher zurückkehre, um die Gemüter zu beruhigen, auf die er einen großen Einfluß hat durch sein Genie und seinen Ruf der Heiligkeit.“ Tatsächlich wurde der Bischof gleichsam zum Engel des Friedens in den schwierigen Zeiten, die Kanada noch durchzumachen hatte, wenn er sich auch nur die Leitung des Seminars und der Seminaristen vorbehalten wollte. Ein treuer Laienbruder berichtete über die Lebensweise des Dieners Gottes in seinen letzten Jahren: „Er stand um zwei oder drei Uhr morgens auf, verrichtete mit großer Sorgfalt seine geistlichen Übungen und zelebrierte die erste heilige Messe für die Arbeiter und die Leute aus dem Volk. Er selbst öffnete die Kirche, besorgte die Lampe für das ‚Ewige Licht‘ usw. In seinem Tagewerk lösten Arbeit, Gebet und Werke der Nächstenliebe einander ab. Die Armen waren seine besten Freunde. Er nahm sie mit Güte auf und half ihnen, so gut er konnte, nicht nur mit gutem Rat, sondern auch mit Dingen, die er aus seinen Ersparnissen in einem Magazin bereitgestellt hatte. Die Abtötungen, die er übte, würden auch einen ernsten und mit sich selbst strengen

² A.a.O. S. 269.

Menschen erschaudern lassen. Am Abend wachte er noch bis tief in die Nacht hinein, betete für jene, die es nicht taten, und flehte zu Gott für jene, die nur allzu oft die Nachtstunden zur Sünde mißbrauchten. Am Sonntag war er beim Gottesdienst in der Kathedrale, und dies war fast die einzige Gelegenheit, bei der ihn seine ehemaligen Diözesanen in der Öffentlichkeit sahen; sie waren glücklich, die Züge des guten Greises zu schauen, den sie mit Recht als ihren Vater und besten Freund betrachteten.“ — Dies zeigte sich deutlich in besonders schwierigen Augenblicken, als zum Beispiel der Indianerstamm der Irokesen bei einem überraschenden Überfall auf die Insel Montréal mehr als dreihundert Franzosen grausam ermordete und auch als Bischof de Saint-Vallier durch unverständliche Verfügungen und Änderungen den Unmut vieler erregte und deshalb nach Paris gerufen und dort Jahre lang festgehalten wurde. Im Jahre 1701 und dann nochmals 1705 mußte der hochbetagte Greis es noch erleben, daß in seinem Seminar ein Brand ausbrach, der alles zerstörte und nur die anschließende Kathedrale verschonte. Man bewunderte seine Ruhe und seinen Starkmut, mit dem er beide Male das Haus wiederauftaute. — In der Karwoche des Jahres 1708 erkältete sich der 86jährige Bischof bei den Funktionen in der kalten Kathedrale und starb am 6. Mai des gleichen Jahres, vom Volk wie ein Heiliger betraut und verehrt.

Vom ehrw. Diener Gottes Leonardo *Murialdo* (26. 10. 1828 bis 30. 3. 1900) pflegte sein Erzbischof, Kardinal Alimonda von Turin, zu sagen: „Don Bosco und Kanonikus Murialdo sind die Perlen meiner Diözese.“ Murialdo entstammte einer wohlhabenden Bankiersfamilie in Turin. In seinem Testament gestand er von sich selbst: „Als Kind träumte ich davon, einmal Offizier zu werden; im Kolleg dachte ich an das Studium der Rechtswissenschaften; auf der höheren Schule neigte ich zum Studium der Mathematik und Naturwissenschaften, da ich eine für die Ingenieure günstige Zeit herannahen sah. Mit achtzehn Jahren rief mich Gott.“ Er studierte im Seminar von St. Sulpice in Paris und wurde 1851 in Turin zum Priester geweiht. 1866 wurde er mit der Leitung eines Kollegs für Lehrlinge betraut, und die Umstände führten ihn dazu, eine Kongregation für die Erziehung der Jugend zu gründen, die der seines Freundes Don Bosco ähnlich war. In deren Statuten betonte er gewiß, daß das Übernatürliche, das innere Leben, Gebet, Sammlung, Abtötung und die bescheidenen, verborgenen Tugenden das Wichtigste sind, aber ebenso sehr drang er auf die erzieherische und soziale Bemühung und Betätigung, um das Heil der Brüder und der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden zu fördern. Eines seiner Losungsworte war: „Handeln und schweigen!“ Darum hatte er auch eine besondere Verehrung für den heiligen Joseph, nach dem er seine Gründung benannte. — Schon im Jahre 1871 — also lange vor der Enzyklika „Rerum Novarum“ — wagte er einen Aufruf zur Gründung einer christlichen Arbeiterbewegung und erklärte: „Viele unserer Brüder schließen sich internationalen Gesellschaften an, um von diesen Beistand und Schutz zu erhalten; wir hingegen erkennen an, daß nur die katholische Kirche uns wirksam zu helfen vermag und daß die Arbeiterfrage ihre Lösung finden und aufhören wird, die Welt in Schrecken zu versetzen, wenn Arbeitnehmer und Arbeitgeber in gleicher Weise katholisch und in Übereinstimmung mit dem Papst sein werden.“ Er betonte aber auch: „Jede katholische Einrichtung, die nicht auf das Übernatürliche hinstrebt und in der Wahl der Mittel sich nicht vom Religiösen als vom Einen-Notwendigen leiten läßt, wird ein Leib ohne Seele und eine Täuschung sein.“ — Einer seiner langjährigen Mitarbeiter, der „heilige Eisenbahner“ Paolo Pio Perazzo, faßte seine Eindrücke über den Diener Gottes in die Worte zusammen: „Don Murialdo war ein großer Führer und Lehrer für die Laien der katholischen Vereinigungen, die er mit dem Verständnis der Liebe heranbildete. Er war für die Bildung der katholischen Laienwelt von Turin das, was Don Bosco für die Bildung des Klerus bedeutete.“

Die ehrw. Dienerin Gottes Gertrud (in der Welt Katharina) *Comensoli* (geb. am 18. 1. 1847 in Bienvio bei Brescia, † am 18. 2. 1903 in Bergamo) hatte von Kindheit an eine so besondere Liebe und einen so unwiderstehlichen Zug zur heiligen Eucharistie, daß sie zuerst im geheimen die heilige Kommunion empfing und dann auch die Erlaubnis erhielt, täglich zum Tisch des Herrn zu gehen. Bei der großen Armut ihrer Eltern arbeitete sie dreizehn Jahre lang als Dienstmagd, stand aber schon damals durch ihre Bescheidenheit und Demut, ihre Liebe zu den Armen und Kranken und vor allem durch ihre Verehrung des heiligen Altarssakramentes in einem gewissen Ruf der Heiligkeit. Einen ehrenvollen Heiratsantrag schlug sie aus

und gründete — zusammen mit dem Priester Francesco Spinelli — am 15. Dezember 1882 das Institut der „Schwestern vom heiligsten Sakrament“, vom Volk „die Sakramentinen von Bergamo“ genannt. Neben der Anbetung des heiligsten Sakramentes übernahm die Congregation auf Wunsch Papst Leos XIII. auch die Sorge für Waisen und gefährdete Mädchen. Neunzehn Jahre leitete Mutter Gertrud ihr Institut und überwand dabei mit überirdischer Klugheit und Geduld vielerlei Schwierigkeiten und Verleumdungen.

In drei Fällen wurde die vorbereitende Stufe des Seligsprechungsverfahrens, die „Einführung“ beim Heiligen Stuhle, abgeschlossen, nämlich für P. Maximilian Kolbe, Camille Costa de Beauregard und P. Daniel Brottier.

P. *Maximilian Kolbe*, OFMConv. (7. 1. 1894—14. 8. 1941) ist heute auch im deutschen Sprachgebiet kein Unbekannter mehr, zumal er ja das Opfer des Nationalsozialismus wurde. Man hätte aber sicher auch ohne seinen gewaltsauglichen Tod seine Seligsprechung in die Wege leiten können. — Geboren in Zdunska Wola (in der Diözese Lodz in Polen), machte er seine Studien zunächst in Leopoli (Lemberg), wo er auch bei den Franziskaner-Konventualen eintrat und am 25. September 1911 die ersten Gelübde ablegte. In den Jahren 1912 bis 1919 oblag er mit ausgezeichnetem Erfolg den philosophisch-theologischen Studien im internationalen Minoritenkolleg in Rom. Als dort 1917 Unglaube und Freimaurei ihre wüsten Angriffe und Schmähungen gegen die Kirche und den Papst richteten, gründete Frater Maximilian Kolbe, noch nicht Priester, am 17. Oktober 1917 die „Miliz der Immaculata“, von der er erklärte: „Der Zweck dieser heiligen Miliz ist dieser: in den Seelen, in der Gesellschaft und in der Welt das Reich Mariens und Jesu Christi zu festigen durch die Selbstheiligung und die Heiligung des Nächsten, durch die Bekehrung der Sünder, der Irr- und Ungläubigen und besonders der Freimaurer, wobei wir ans Werk gehen unter der Obhut und mit der Hilfe Mariens, der Unbefleckten Jungfrau, Mittlerin und Königin . . . Wir wollen die ganze Welt dieser Königin des Himmels und der Erde darbringen.“ — Diese „Miliz“ sollte allen zugänglich sein und niemanden ausschließen. Sie sollte ganz vom marianischen Geist durchdrungen sein und dies als Ideal haben: „Daß wir Maria näherkommen, uns ihr angleichen und ihr gestatten, daß sie unsere Herzen und unser ganzes Sein in Besitz nehme; daß sie in uns lebe und durch uns handle; daß sie Gott liebe mit unserem Herzen und daß wir ihr gehören ohne Vorbehalt.“ Wer sich der Miliz anschließt, der wird „kraft seiner vollkommenen Hingabe und Weihe an Maria nicht mehr sich selbst gehören, sondern der Immaculata und wird notwendig ihr Licht und ihre Liebe ausstrahlen auf die Umgebung.“ — Diese „Miliz“ wollte sich nicht auf die Verteidigung der Religion beschränken, sondern durch die Vermittlung Mariens die Herzen für Gott und seine Liebe erhöhen. Ein Hauptmittel hierfür sollte die Presse sein.

Nachdem P. Kolbe am 28. April 1918 zum Priester geweiht und 1919 nach Polen zurückgekehrt war, erbaute er — nicht ohne offensichtliche Hilfe der Gottesmutter — unweit Warschau die „Stadt der Immaculata“ (Niepokalanow) und konnte in der neuen Kapelle am 8. Dezember 1927 die erste heilige Messe zelebrieren, zum Jubel seiner Mitarbeiter, die in sechs Monaten das Werk in franziskanischer Einfachheit vollendet hatten. Von dieser „Stadt der Immaculata“ gingen regelmäßig acht marianische Zeitschriften an die verschiedenen Stände hinaus, von denen eine, „Der Ritter der Immaculata“, eine Million Abonnenten erreichte. Natürlich fehlte es nicht an Schwierigkeiten, nicht nur von außen, sondern auch von Seiten der Mitbrüder, die P. Kolbe zuweilen als überspannten Phantasten usw. bezeichneten, aber man konnte auch das wunderbare Eingreifen der Gottesmutter nicht leugnen, das allein die Tilgung der Schulden für den Bau, für die Maschinen, das Papier und den Lebensunterhalt der Arbeitenden ermöglichte. Im Jahre 1930 wurde P. Kolbe nach Japan geschickt und errichtete auch dort, in Nagasaki, ein ähnliches Unternehmen. Nach sechs Jahren kehrte er wieder nach Polen zurück und baute dort die „Niepokalanow“ immer weiter aus. Sein Plan wäre gewesen, in allen Nationen solche „Städte der Immaculata“ zu gründen. Doch da kam im Jahre 1939 der zweite Weltkrieg mit seinen Schrecken, besonders für Polen. P. Kolbe blieb auch im berüchtigten Lager von Oswiecim (Auschwitz) ein vorbildlicher Marienpriester und bot sich an, an Stelle eines Familienvaters den Hungertod in einem Bunker zu sterben. Auch unter den ungerecht zum Tod Verurteilten wußte er durch sein Wort und Beispiel seiner himmlischen Mutter und Königin Ehre zu machen und Sühne zu bieten für so manche Ver-

brechen. Als er nach etwa drei Wochen immer noch lebte, wurde ihm eine todbringende Spritze gegeben. Es war am 14. August 1941, am Vorabend des Hochfestes Unserer Lieben Frau.

Kanonikus Camille Costa de Beauregard (7. 2. 1841—25. 3. 1910) hat man nicht mit Unrecht den „Vinzenz von Paul Savoyens“ genannt. Als Sohn des Markgrafen Pantaleon de Beauregard, der im damaligen piemontesischen Parlament in Turin die Freiheit der Kirche und der Ordensleute gegen den Grafen Cavour verteidigte, studierte Camille zuerst bei den Schulbrüdern, dann in verschiedenen Kollegien der Jesuiten in Belgien und Frankreich, zuletzt wegen seiner geschwächten Gesundheit im elterlichen Hause unter der Leitung des priesterlichen Erziehers Abbé Chenal. Dessen große Strenge trug vielleicht zu einer gewissen Krise überstarken Strebens nach Unabhängigkeit bei und damit zu Versuchungen gegen Glaube und Sitten bei dem Achtzehnjährigen, der später selbst gestand: „Ich suchte mich zu betäuben, aber ich habe doch die seligste Jungfrau nie vergessen, und in jener kritischen Zeit habe ich an manchen Abenden nicht nur ein, sondern drei ‚Memorare‘ gebetet.“ So konnte er denn auch beifügen: „Ich sehe noch heute vor mir den Pfeiler der Kirche, hinter dem ich kniete und wohltuende Tränen weinte; denn dies war der Tag meiner vollen Rückkehr zu Gott.“ Da Camille ein Feind aller halben Maßnahmen war, bekehrte er sich gründlich und war bereit, auch sein Verlangen nach Unabhängigkeit aufzugeben. Bald glaubte er sich zum Priester berufen; doch da man zweifelte, ob er die nötige Gesundheit dazu habe, ging er nach Rom, um im dortigen „Französischen Seminar“ die Frage entscheiden zu lassen. Als ihm P. Rektor Frey nach einer Weile entschieden erklärte, daß an seiner Berufung nicht zu zweifeln sei, blieb Camille im Seminar und wurde 1866 in der Basilika vom heiligen Johannes im Lateran zum Priester geweiht. Im Herbst des folgenden Jahres ging er in seine Heimatdiözese zurück und wurde zum „überzähligen Vikar“ an der Kathedrale von Chambéry ernannt. Dies war ihm, wie er sagte, „gerade deshalb sehr erwünscht, weil er in dieser Eigenschaft keinerlei Bezahlung erhielt und daher leichter sich den Armen und den Arbeitern widmen konnte.“ Darin erblickte er bald seine besondere Aufgabe, wie er schon im Dezember 1867 an P. Frey schrieb: „Wir — er meinte damit vor allem auch einen Familienfreund, den Grafen Ernesto de Boigne — wir denken daran, ein Waisenhaus für Knaben zu errichten, um unsere arme Stadt ein wenig mit christlichen und gewissenhaften Arbeitern zu füllen.“ Infolge einer vorhergehenden Pest-Epidemie gab es damals sehr viele Waisen in Chambéry, und in deren Dienst stellte Abbé Camille de Beauregard, zusammen mit einigen Verwandten und Freunden, sein reiches Vermögen und seine Arbeitskraft. Die Zahl der Waisen sowie die dafür errichteten Gebäude wussten ständig, so daß er schließlich dauernd für etwa 250 Jungen — darunter etwa fünfzig Lehrlinge — zu sorgen hatte. Eine Schwester, die 35 Jahre lang Krankenpflegerin im Waisenhaus war, bezeugte über Camille im Seligsprechungsprozeß: „Wenn wir ihn bei der heiligen Messe am Altar sahen, schien er uns wie ein Engel zu sein, und man bekam unwillkürlich die Sehnsucht, Gott so lieben zu können, wie er ihn liebte. Und seine Gottesliebe war derart, daß er keine Furcht hatte, die antiklerikalen Plakate an den Mauern mit eigener Hand abzureißen und zu vernichten. Er hätte (nach seinen eigenen Worten) lieber gewollt, daß das Haus angezündet würde, als daß darin eine schwere Sünde geschähe. Was er von seiner wohlhabenden Familie bekam, verwandte er nur für das Waisenhaus. Legten wir ihm nahe, sich eine Erleichterung zu verschaffen, so antwortete er: ‚Es wäre zum Nachteil für die Kinder.‘ Wenn man auch gesagt hat, er habe einen harten und gewalttätigen Charakter mitbekommen, so erschien er uns immer als die verkörperte Geduld und Sanftmut. Seine Seelengröße zeigte sich besonders auch in den Prüfungen, die er durchmachen mußte. Als zum Beispiel ein bekannter Freimaurer ausspreute, der Diener Gottes wolle aus der Arbeit der Waisen Vorteile ziehen, da litt dieser zwar so sehr darunter, daß er erkrankte, aber dennoch wollte er weder klagen oder den Betreffenden anklagen noch sich rechtfertigen. Zuweilen schien er wohl versucht, alles aufzugeben, aber gleich faßte er sich wieder und sagte: Unmöglich; man muß sterben auf dem Posten, an den Gott uns hinge stellt hat, und man muß immer bereit sein für den Augenblick, in dem Er unsere Aufgabe beendet sehen will.“ — Neben seiner Nächstenliebe heben die Zeugen noch ganz besonders seine Demut hervor. Sein Nachfolger in der Leitung des Waisenhauses erklärte geradezu: „Ich kann nicht genügend zum Ausdruck bringen, wie sehr mir Camille groß erschien gerade

durch seine unvergleichliche Demut. Ich habe in meinem Leben manche Priester und Ordensleute gekannt, die als heiligmäßig galten und die auch ich dafür hielt ... Doch keiner schien mir so heroisch in der Demut, Armut und Herzensgüte wie er; denn er strahlte sozusagen Demut aus. Und diese Demut war um so mehr bewundernswert, als sie sich auf den erhabensten Beweggrund stützte: ‚Der Stolz‘, so sagte er, ‚ist ein Dieb. Er raubt Gott die ihm gebührende Ehre.‘ Und er schrieb in seinen Aufzeichnungen: ‚Ich will kein Dieb sein und nicht wie der törichte Diener, der sich mit den Gewändern seines Herrn bekleidet und sich mit diesem geborgten Glanze brüstet‘.“

Der Diener Gottes P. Daniel *Brottier CSSp* (7. 9. 1876—28. 2. 1936) gehörte zwar der gleichen Nation an und hatte eine ähnliche Aufgabe wie Camille de Beauregard, aber er war doch ganz anders geartet. In der Diözese Blois (in Südfrankreich) geboren, wurde er dort 1899 zum Priester geweiht, schloß sich aber 1902 der Missions-Kongregation der Väter vom Heiligen Geiste an; denn, so sagte er selbst, er brauche einen weiteren und größeren Raum für seine Tätigkeit als die engen Grenzen einer Landpfarrei. Schon als Novize fiel P. Brottier durch seinen unterhaltsamen, geistreichen und zugleich feurigen und energischen Charakter auf. Im Jahre 1903 wurde er in die französische Kolonie Sénegal in Afrika gesandt und mit der Arbeit für die Jugend, die europäische und die eingeborene, betraut. Zwar lernte er nicht die Sprache der Eingeborenen, aber durch seine ganze Persönlichkeit und vor allem durch seine musikalischen Anlagen gewann er doch großen Einfluß. Ständiger Kopfschmerzen wegen kehrte er aber doch 1911 nach Frankreich zurück. Der Bischof von Dakar, Msgr. Jalabert, ein Mitbruder und Freund des Dieners Gottes, bat ihn, womöglich den Bau einer künftigen Kathedrale in der Stadt Dakar vorzubereiten. P. Brottier setzte seine ganze, hinreißende Beredsamkeit und sein ungewöhnliches Organisationstalent dafür ein. Er betonte, daß die Kathedrale gleichsam auch ein Beweis und Denkmal für die große in der französischen Kolonie geleistete Arbeit werden solle und wußte auch einflußreiche, aber nicht sehr religiöse Persönlichkeiten dafür zu gewinnen und große Summen für den geplanten Bau zusammenzubringen.

Als 1914 der Krieg ausbrach, meldete er sich als Feldkaplan und hatte auch in dieser Eigenschaft einen außergewöhnlichen Einfluß auf die Soldaten. Er selbst aber wunderte sich darüber, daß er in allen Kriegsjahren inmitten vieler Gefahren und trotz eines beinahe tollkühnen Mutes von seiner Seite immer einen ganz unerklärlichen Schutz hatte. Seine Kleider trugen oft die Spuren von Kugeln, aber er selbst wurde nie verwundet. Verwundert fragte er sich: Wie konnte ich so vielen Gefahren heil entkommen? Die Lösung des Rätsels fand er, als er nach dem Kriege einmal wieder mit Mgr. Jalabert zusammentraf. Im Laufe einer freundschaftlichen Unterredung zog dieser ein Andachtsbild aus seinem Brevier und zeigte es P. Brottier. Es stellte Theresia vom Kinde Jesu dar, und auf der Rückseite des Bildes standen die Worte, von Bischof Jalabert geschrieben: „Kleine Schwester Theresia, behüte mir meinen P. Brottier; ich brauche ihn.“ Da begriff dieser, wem er den auffallenden Schutz zu verdanken hatte und versprach der „kleinen Heiligen“ immerwährende Dankbarkeit. Er bezeugte diese zunächst in der Bewegung für deren Seligsprechung. So erklärte z. B. der Bischof von Versailles: „Ich habe den Pater persönlich gekannt und war Zeuge seines feurigen Eifers für die Seligsprechung der ‚kleinen Heiligen‘. Wenn er darüber zu den Massen sprach, leuchtete sein Auge und fand er Worte, die alle Herzen und Seelen mitriß.“ — Als er 1923 mit dem Versuch betraut wurde, das in seinem Bestand gefährdete Waisenhaus in Auteuil bei Paris zu retten, setzte er wieder sein besonderes Vertrauen auf die genannte Heilige. Er betonte, daß die Waisen vor allem eine Mutter brauchten und daß diese die Heilige von Lisieux sein solle, die er deshalb als Patronin erwählte. Mit unbegrenztem Vertrauen wollte er zuerst eine Kapelle für das Waisenhaus bauen und zwar zu Ehren der Heiligen, die ihm dabei helfen werde. Er wurde auch in seiner Hoffnung und Erwartung nicht enttäuscht, daß diese ihm jeden Tag wenigstens tausend Franken dafür besorgen werde. Auf irgendeine Weise, sei es in einem Brief oder durch eine Begegnung, kam die Summe täglich, wenn auch zuweilen erst in letzter Stunde, an. Und das Haus, das 1923 etwa 170 Waisen gezählt hatte, barg beim Tod des Paters mehr als 1400 mit entsprechenden Räumlichkeiten und vielfachen Möglichkeiten der baulichen Erweiterung.

Gewiß hatte P. Brottier außergewöhnliche natürliche Anlagen, und auch seine imponierende Gestalt und sein mächtiger Bart verfehlten bei manchen ihre Wirkung nicht, aber das Geheimnis seines Wirkens und Erfolges lag zweifellos in seiner hohen Tugend. Augenzeugen erklärten: „Wenn man ihn nur die heilige Messe zelebrieren oder die Danksagung verrichten sah, wurde man schon dadurch zu einer großen Andacht geführt . . . Sicherlich mißtraute er sich selbst, doch vor allem vertraute er auf Gott . . . Und die große Andacht des P. Brottier war die Erfüllung des Willens Gottes.“ Der seinerzeit sehr bekannte Schriftsteller Henry Bordeau bezeugte überdies: „Menschlich gesehen, schien er manchen sehr verwegen zu sein; auf der Ebene des Geistes aber war er es nicht, und er hatte recht, denn der Himmel hat ihn nie in Stich gelassen. Der Bau seiner Kapelle (zu Ehren der heiligen Theresia v. K. J.) war reiflich überlegt. Er sah weiter als die gewöhnlichen Menschen. Was Unklugheit zu sein schien für andere Menschen, war es nicht für ihn. Er fühlte sich seiner sicher, weil er auf Gott zählte, ohne ein unbedingtes Vertrauen auf seine persönlichen Talente zu haben. Ich sah ihn inmitte großer Schwierigkeiten, aber niemals entmutigt. Er sagte: Es wird alles recht werden, und ging voll Vertrauen voran.“ — Ein anderer Zeuge bemerkte „P. Brottier sprach nicht selten tadelnd von den ‚Rentnern des Ordenslebens‘, das heißt von solchen, die von der Vorsehung Gottes reden, um selbst des Handelns enthoben zu sein. Er hingegen war der Meinung, daß man beides verbinden müsse.“

P. Ferdinand Baumann SJ, Rom

E I N Ü B U N G U N D W E I S U N G

Von der Langmut und der Geduld Gottes

Biblische Gedanken für die Meditation

1. Gottes Langmut

Da zog der Herr an ihm (Moses) vorüber und rief: „Der Herr ist ein barmherziger und gütiger Gott, langmütig und reich an Huld und Treue.“ Ex 34, 6

Der Herr ist voll Langmut und voller Huld, doch ungestraft läßt der Herr niemand. In Windsbraut und Sturm ist sein Pfad und der Staub seiner Füße Gewölk.
Na 1, 2

Wenn nun Gott, da er seinen Zorn zeigen und seine Macht kundtun wollte, die Gefäße des Zornes, die zum Untergang bereitet sind, in großer Langmut ertrug, um den Reichtum seiner Herrlichkeit an den Gefäßern der Erbarmung zu zeigen, die er zur Herrlichkeit bereitet hat . . . (wer kann da noch mit ihm hadern)?

Röm 9, 22f.

„Unser Gott ist ein langmütiger Gott“, sagt der israelitische Fromme in immer neuen Variationen. „Huldvoll und gnadenvoll ist der Herr, langmütig und an Güte übergroß . . . er erbarmt sich aller seiner Geschöpfe“ (Ps 144, 8f. Vg.). „Du aber, unser Gott, bist gütig und treu, langmütig und das All mit Erbarmen lenkend“ (Sap 15, 1). Zwischen Güte und Barmherzigkeit hat die Langmut Gottes ihren Platz. Sie kennzeichnet Gott so sehr und gehört so unveräußerlich zu seinem Namen, daß man sich kaum vorzustellen vermag, wie er im Ernst noch zürnen könne. Hat nicht eben darum das alttestamentliche Bundesvolk so oft auf die Langmut Gottes gesündigt? Ist nicht für viele die Langmut, in die Gott sich hineinverschweigt, ein Zeichen seiner Schwäche oder gar seiner Nichtexistenz? Verleitet sie nicht auch die Gläubigen dazu, die Sünde nicht mehr so wichtig zu nehmen, daß sie Gott auf den Plan rufen könnte? Macht darum sich nicht mancher ein ganz falsches Bild von Gott?

Von der Offenbarung her ist das alles nicht gerechtfertigt. Wenn von Gott gesagt wird, er sei langmütig, er ertrage die Sünden der Menschen und der Völker in großer Langmut, so